

Was Proletariermütter heute leiden

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **13 (1918)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aber da kam der Krieg.

Und eines Tages fanden sich Arbeiter ein, die das Haus zur Not instand setzten. Das Dach wurde geflickt, kräftige Besen stäubten Schutt und Mist aus den Zimmern, der verfaulte Fußboden wurde ausgebessert, die Wände wurden geweißt und die Fenster bekamen neue Rahmen und blinde Scheiben.

„Was ist denn nur mit der Bude los?“ fragten sich die Leute.

Bald wurde ihnen die Ursache der Verwandlung klar. Wer durch die Fenster in die großen Stuben spähte, sah da drinnen in engen Reihen Nähmaschine neben Nähmaschine. An den kahlen Wänden, auf den riesigen Tischen, in allen Ecken Berge von Militärstoffen. Und es dauerte nicht lange, da zog eine große Schar von jungen Mädchen ein, die Nähmaschinen begannen zu rasseln und mitten unter den vielen Mädchen zeigte sich nur ein Mann, der tagaus, tagein ein schweres Bügeleisen schwang. Aus den Bergen von Tuchen wurden Berge von Soldatenblusen und Soldatenhosen, und Wagen um Wagen fuhr vor, sie zu holen, Woche um Woche.

Bis plötzlich einmal das Haus wieder in Stille dalag. Ohne Spur von Leben. Die jungen Mädchen mit den blaffen Gesichtern fort, das vermittelte Tor geschlossen, das Surren der Maschinen, das dumpfe Gepolter des Bügeleisens verstummt. Woche um Woche völlige Stille.

Die Leute lugten durch die Fenster, hinter denen plumpe Holzladen den neugierigen Augen wehrten. Und in ihrer Friedenssehnsucht alles aufgreifend, was ihr Sehnen beleben konnte, brachten sie auch die plötzliche Stille des Hauses mit ihrem Hoffen in Einklang.

„Wenn der Schneider nichts mehr zu tun hat... wenn keine Uniformen mehr gebracht werden... das ist wohl ein gut's Zeichen!... Himmel, vielleicht, hat's doch bald ein End' mit der Menschenflächerei!“

Aber sie täuschten sich.

Sommer war's; aber da drinnen in dem jäh wieder lebendig gewordenen Hause zogen die Mädchen dickes Wintertuch durch die rasselnden Maschinen. Und das Tuch wandelte sich wieder zu Bergen von Monturen, filznen Schützen-grabenstiefeln und klobigen Fäustlingen.

„Noch ein zweiter Winterfeldzug?“ staunten die Friedenshungrigen. „Ist denn das möglich?“

Aber da drinnen wölbte sich Berg um Berg von Uniformen, Filzstiefeln, Fäustlingen. Die Maschinen mehrten sich, dichter saßen die Näherinnen, Tag um Tag und Nacht um Nacht, im matten Scheine qualmender Petroleumlampen. Die Arbeit für Tod und Verderben könnte durch die offenen Fenster hinaus in die Ruhe der Nacht, sich mangelnd mit sentimentalen Liedern, mit denen die müden Mädchen der nächtlichen Arbeit besser fortzuhelfen suchten. Der spät Heimwandernde sah mit schmerzlicher Empörung durch die offenen Fenster in den wogenden Dunst der Arbeitsstuben, sah die Berge von blanken Soldatenkleidern wachsen zu ungemessenen Höhen, blutgetränkt.

Aber wieder kam Stille in das Haus, wochenlange Stille.

Und die Leute blickten an den geschlossenen Fenstern hin:

„Vielleicht ist's das letzte mal gewesen, daß die Schneiderei da drinnen lebendig war!... Herrgott, Herrgott, vielleicht kommt's doch endlich zum Frieden!“

Die Hoffenden täuschten sich. Immer wieder, nach verschiedenen langen Pausen erwachte das Haus zu neuem Leben. Stets wieder taten sich Tor und Fenster des Hauses auf. Flinke Füße traten die Maschinen, Tag und Nacht. Im Sommer bei offenen Fenstern, im Winter hinter geschlossenen Läden, altersschwachen Läden mit vielen Ritzen und Sprüngen, durch die sich das Licht der auf den Maschinen zitternden Lampen stiehlt. Und immer wieder verboben die Menschen ihr Befürchten oder Hoffen mit der Stille der Arbeitsplätze des Hauses.

Wieder hat uns ein Friedenshoffen erfaßt. Aber das Haus des Schneiders ist neuerdings lebendig geworden. Die Maschinen rasseln, die blaffen Mädchen jedoch haben zu

singen aufgehört. Und wenn sie mit tiefgeneigten Köpfen über ihrer Arbeit sitzen, da ist es, als nähten sie alles Hoffen und Bangen mit in das Soldatentuch und die Frage der Millionen:

„Kommt er jetzt, der Friede?“

(Aus der Wiener „Arbeiterzeitung“.)

Was Proletariemütter heute leiden.

Eine blutarme Frau, die ihrer baldigen Niederkunft entgegen sah, entwendete im Spital in Neuenburg 5 Franken, eine Schere und etwas Kleiderzeug. Auf die Anzeige des Arztes wurde sie verhaftet und ins Gefängnis überführt. Der Herr Doktor gab die Versicherung, daß erst in zwei Wochen die Geburt erfolgen werde. Schon am Abend des 2. Januar traten die Wehen ein und die Frau verlangte, in den Spital zurückzukehren. Der Wärter schenkte ihr keinen Glauben und löschte das Licht aus. Die vom Schmerz Gequälte weinte und machte Lärm. Umsonst. In der kalten Gefängniszelle befand sich als Leidensgefährtin nur ein 20jähriges Mädchen, das sich nicht zu helfen wußte. Um 2 Uhr morgens kam das Kind zur Welt. Erst beim Herverbringen des Frühstücks wurde der Wärter gewahrt, was sich in der Nacht ereignet hatte.

Genosse Humbert-Droz stellt dieses barbarische Vorkommnis ins richtige Licht, wenn er in der „Sentinelle“ schrieb: „Die arme Frau verstand es halt nicht, Lüge und Diebstahl in eine gute Form zu kleiden. Die ehrlichen Menschen, welche den Arbeiter um einen Teil des Arbeitsertrages betrügen und sich dadurch ein Einkommen sichern, die schönen Damen, welche Tag für Tag aus Höflichkeit lügen, sie werden strenge sein mit der armen Frau, welche betrogen hat, ohne dabei die anständige Form zu beachten, die von unserer heutigen so häßlichen Moral verlangt wird.“

Aus dem „Frauenbrevier“.

Was habt ihr aus der Frau gemacht? Um euch zu behaupten auf einem durch das Recht des Stärkeren eroberten Standpunkt, macht ihr tagtäglich eure Frauen zu Haushaltungswerkzeugen oder Schlimmerem. Ich erkenne, daß ihr eure Frauen noch schlechter behandelt als eure Bibel vorschreibt... Das steht ja da, daß die Frauen untertänig sein müssen. Bis wie weit? Wo ist die Grenze? Das steht nicht da, es wird nicht gesprochen von der Grenze. Der Apostel überläßt das der Discretion der Herren... Geh' ihnen nach in ihrer Discretion, in ihrem wichtigen Streben, in ihrer Beschränktheit, in ihrer Unkunde, ihrer Feigheit... und frage dich dann, ob es gebührend und gerecht ist, daß die andere Hälfte der Menschheit so mir nichts, dir nichts dieser Hälfte untertan sein muß.

Aber wer soll dann herrschen? Die Antwort ist sehr einfach; es wird nicht geherrscht. Gut! Aber wem kommt der meiste Einfluß zu? Nun... dem, der ihn verdient.

Nochmals gut, aber... wer verdient ihn? Wer am meisten entrechtet ist als Mensch. Das Geschlecht hat damit ebenso wenig zu tun, wie die Farbe des Haars.

MULTATULI.

Aus der frommen Schulstube.

Eines Abends kam in Wil im Kanton St. Gallen, so berichtet uns ein Jugendlicher, das Töchterlein seiner Schwester aus der Schule nach Hause und flüsterte der Mutter ganz ernst ins Ohr: „Du Mama, gib mir erst ein Stücklein Brot, dann will ich dir etwas erzählen“. Die Mutter willfahrte der Bitte und das Mägglein begann: „Heute in der Schulstunde hat uns die Lehrerin (eine im Kloster herangebildete Jugenderzieherin) gesagt, wir müßten von jetzt an alle Tage ein paar mal beten: „Lieber Gott und Vater im Himmel, heilige Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder — — —“, dann würden die Brotkarten wieder verschwinden!“ Was sagst du dazu, Arbeitermutter?

M. H.